11. November 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 257

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(17. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Dann zerstreuten sich die Leute und gingen heim in ihre Wohnungen. Nur der Bauer Matzner blieb und bat Fryman, er möge doch keinen Staub aufwirbeln. Da sagte der Alte: „Matzner, ich mag mich nicht zum Genossen deiner Spitzbübereien machen, und es bleibt bei dem, was ich gesagt habe." Matzner wagte kein Wort mehr und ging. Am Morgen aber stand er schon frühzeitig vor der Kommission, die den Brandschaden abschätzte, und gab zu Protokoll, er habe seine Habe noch einmal durchgesehen und dies und das, das er als verbrannt oder beschädigt angegeben habe, unversehrt gefunden, er bäte, seine Angaben in diesen Punkten berichtigen zu dürfen. So taten noch etliche andere. Da merkten die Herren, daß einer Angst zwischen die Leute gejagt hatte. Sie sahen den Sündern gegenüber durch die Finger und erhielten von nun an in allen Fällen durchaus wahre Angaben.

Das Weib des Bauern Meißel war auf eigene Faust Brandbetteln gegangen. Sie hatte Butter nach der Stadt getragen und war in die Häuser wohlhabender Leute gelaufen, hatte geweint und gejammert und erzählt, ihnen gerade wäre alles, aber auch alles verbrannt, und sie zählten zu den ärmsten Leuten im Dorfe. Da hatten die Städter willig gegeben, und das Weib hatte zwanzig Taler heimtragen dürfen.

Alle ihre Angaben aber waren erlogen gewesen. Nicht nur, daß Meißel einen großen Teil seines Besitztums gerettet hatte, er hatte auch gut versichert und außerdem Geld auf Zins ausstehen.

Als der Freibauer von der Bettelei des Weibes erfuhr, ließ er Meißel kommen. Der war ein verständiger Mann und wußte nicht, was sein Weib getan hatte. Er schämte sich für seine Frau, ging heim, nahm ihr das Geld ab und brachte es zur Masse, damit es mit verteilt werde.

Auch Futtervorrat, Getreide und Mehl wurde von den Nachbardörfern herangefahren. Auf des Freibauern Veranlassung ging es bei der Verteilung von Saatgetreide ganz besonders nach der Bedürftigkeit. Seinem guten Zureden gegenüber waren die Leute auch meist vernünftig, pochten nicht mehr auf das, was sie ihr Recht nannten, sondern litten es willig, daß die ärmeren Leute reicher unterstützt wurden. Frymans entschlossenes Auftreten hatte ihm für die weiteren Verhandlungen freie Bahn gemacht.

Auch Fritz Menzel kam mit einem Wagen voll Liebesgaben nach Rehbach. Er kehrte im Hause des Freibauern ein. Der schlichte Mensch konnte die Tränen nicht zurückhalten, als er dem Freibauern die Hand reichte. Der klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Siehst du, Fritz, die Not kann auch dann noch wachsen, wenn man meint, sie sei wahrlich schon groß genug. Da hilft nur das Zähne-Zusammenbeißen und das: Kopf hoch und durch —. Was man mit seinem Herrgott zu bereden hat, das muß man ganz allein abmachen. — Wie denkst du denn über das Heiraten?" fragte er weiter.

„Freibauer," antwortete Fritz Menzel, „ich bin noch nicht recht einig mit mir, aber ich glaube, ich warte nicht mehr lange, dann hole ich mir das Mädchen doch."

„Sie tut dir leid?"

„Von Herzen."

„Das kann man verstehen. Und darum willst du sie heiraten?"

„Nicht darum allein. Freibauer, denkt, was Ihr wollt. Ich — — hab sie lieb. Und — — soll denn ein Bauer nicht auch einmal aus Liebe heiraten?"

„Mensch, das soll er, das soll er ja, wenn es sein kann. Aber er soll nicht wie ein verliebter Jüngling aus der Großstadt sein, der heult und tut, als müsse er sterben, wenn er sein Mädel nicht kriegt, der nicht ißt und trinkt, bis die Eltern nachgeben und den Jungen eine Ehe schließen lassen, der jede vernünftige Grundlage fehlt."

„Das trifft doch auf mich nicht zu."

„Nein, du hast gezeigt, daß du wirklich ein Bauer bist. Beinahe hast du es mir zu sehr bewiesen; denn es hat reichlich lange gedauert, ehe du zu einem Entschlusse gekommen bist."

Fritz Menzel neigte beschämt den Kopf.

„Und wenn dich jetzt das Mitleid treibt," fuhr Fryman fort, „so glaube ich, Fritz, bist du auf falschem Wege. Sieh, du heiratest dein Weib nicht für heute und morgen. Wie alt bist du?"

„Fünfundzwanzig Jahre."

„Siehst du, ihr könnt also ganz gut die goldene Hochzeit zusammen feiern. — — Die Stimmung, in der die Leute jetzt alles ansehen, die hält nicht lange vor. Schon übers Jahr wird sie anders sein. Und wenn sie in ihre neuen Häuser eingezogen sein werden, dann werden sie, wenn auch noch nicht in einem Jahre, so doch in vier, fünf Jahren finden, daß der Brand auch sein Gutes hatte. Sie werden sich die neuen Häuser weit bequemer und größer bauen, als es die alten waren. Christian Schmidts Opfer wird vergessen sein. Anna Dorothea aber — bleibt die kluge Frau, bis sie stirbt. Sieh, Fritz, so wird es kommen."

„Ich werde damit fertig werden." Er reckte sich. „Freibauer, Ihr ratet mir ab, aber, nehmt es, wie Ihr

wollt, ich werde das Mädchen doch heiraten. Selbst gegen den Willen der Mutter hätte ich es getan."

„Sieh, das klingt schon anders. Aber Fritz — Mitleid läßt falsch sehen. Warum hast du dich nicht längst entschieden?"

„Meint Ihr, es ist leicht, derart gegen den Willen der Mutter zu tun, wie ich es werde müssen? Habt Ihr nicht auch dem Vater nachgegeben?"

„Ja, weil es vernünftig war."

„Und meiner Mutter Ansicht ist unvernünftig?"

„Hm, das sage ich nicht. Ueberhaupt: Vernunft und Unvernunft, das sind Dinge wie zwei Grenzpfähle Der eine steht diesseits und der andere jenseits, und was dazwischen liegt, liegt bald dem einen, bald dem andern näher, hat von jedem ein bißchen, ist nichts ganz, hat aber auch seine Berechtigung. — So sind die meisten Dinge, Fritz. Damit Gott befohlen! Grüß' die Mutter! — Reden wir noch einmal über die Sache?"

„Nein," sagte Fritz Menzel.

Damit ging er. Der Freibauer aber schnippte mit den Fingern und pfiff leise vor sich hin.

„Warte, Junge; bist ein guter, braver Kerl, mußt nur noch ein bißchen gerade werden. Es fehlt immer noch dies und das zum richtigen Bauern. Du aber lernst das noch. Da ist mir nicht bange."

Die Auszahlung der Versicherungssummen war erfolgt. Nun kam das Frühjahr. Die Bauern waren schon im Winter wacker in ihren Hölzern tätig gewesen und hatten Bauholz herbeigefahren. Für zwei ärmere Leute, die bisher immer in den benachbarten fürstlichen Waldungen gearbeitet hatten, wirkte der Freibauer bei dem Fürsten freies Bauholz aus. Die anderen, die keine eigenen Waldungen besaßen, erhielten das nötige Holz aus dem fürstlichen Forste zu einem billigen Taxpreise.

Als das geschenkte Bauholz beim Holzhauer Triebner angefahren war und die Zimmerleute mit dem Zurichten beschäftigt waren, erschien der Mann eines Abends bei Fryman. Der Freibauer fragte ihn, was er auf dem Herzen habe. Nach einigem Zögern rückte der Besucher mit dem Bekenntnis heraus, daß er gekommen sei, dem Freibauern etwas für seine Mühe anzubieten. Da sagte Fryman: „Was ich getan habe, tat ich, ohne Lohn, ja, ohne Dank dafür zu erwarten." Es gab ein kurzes Hin- und Herreden, und Triebner hielt dabei ein Geldstück in der Hand. Als er ging, legte er es verstohlen auf den Tisch. Der Freibauer besah es hernach; es war ein Groschen. Lachend steckte er ihn ein und hob ihn auf zur Erinerung. Triebner aber verriet hernach einmal, daß der Freibauer für ihn nicht umsonst geschrieben, sondern daß er sich erkenntlich gezeigt habe.

Eines Tages kam Hammerschmidts Franz zu Fryman. Der war ein mittlerer Bauer, der für gewöhnlich nur drei bis vier Stück Vieh im Stalle stehen hatte. Er war ein Wiesennachbar des Freibauern.

Fryman hatte an dem Bießnitzbache, der dicht am Dorfe vorüberfloß, ein langes, geschlossenes Wiesengrundstück, das ihm viel wert war. An das stieß bis zur Rehbacher Grenze, an den Berg, ein Stück des Hammerschmidt. Der Freibauer hätte die Wiese seit langem gern gehabt, aber sie war nicht feil gewesen.

Nun sagte der Hammerschmidt: „Freibauer, willst du mir die Bachwiese abkaufen?"

„Wieviel willst du haben?"

„Ich brauche Geld, ich will Haus und Stall und Scheune größer bauen, als sie vor dem Brande waren."

„Mach es kurz und sag: wieviel willst du haben?"

„Es sind drei und ein halber Morgen."

„Das weiß ich."

„Und billig kann ich das Stück nicht hergeben; denn die Wiese ist gut."

„Das weiß ich auch."

„Und die Abfuhr ist leicht."

„Stimmt."

„Und die Wasserkraft . . ."

„Hat keinen Wert für mich. Die bezahl' ich nicht mit."

„Aber sie ist doch da, du kannst wässern und . . ."

„Dazu brauche ich nur das Wasser, nicht die Wasser k r a f t."

„Man kann nicht wissen . . ."

„Ich kaufe nichts auf Spekulation. Und nun geh endlich heraus. Wieviel willst du haben?"

„Du brauchst nicht grob zu werden."

„Bin ich auch gar nicht geworden, aber ich will dir sagen, wo du hinaus willst: du willst einen unverschämten Preis fordern, getraust es dir aber nicht recht, und darum gehst du um die Sache herum."

„Ich will ein andermal wiederkommen."

„Tut nicht not. Biete doch deine Wiese dem Rainbauern an. Vielleicht zahlt er dir, was du verlangst."

„Bei dem war ich schon," entfuhr es dem Hammerschmidt.

„Ft!" machte der Freibauer und lachte. Dann sagte er: „Es wäre richtiger gewesen, du wärst erst zu mir gekommen."

Der Bauer wurde verlegen. Fryman aber fuhr fort: „Wunder nimmt es mich nicht. Ich kenne euch auch. Wir müssen zum Ende kommen. Wieviel willst du haben?"

„Ich hatte gedacht: dreitausendfünfhundert Mark."

„Ist die Wiese nicht wert!"

„Aber die Wasserkraft."

„Laß die Wasserkraft! Ich habe es dir gesagt, daß ich nicht spekuliere. Solange ich hier etwas zu sagen habe, kommt keine Fabrik an den Bießnitzbach. Die Wiesen am Bach sind mit siebenhundertfünfzig Mark der Morgen gut bezahlt. So wäre die Wiese," der Bauer rechnete einen Augenblick, „zweitausendsechshundertfünfundzwanzig Mark wert. Ich will dir zweitausendachthundert Mark geben, nicht mehr."

„Gib dreitausend Mark!"

„Zweitausendachthundert," sagte Fryman, „und das nur darum, weil sie an mein Grundstück grenzt."

„So gib wenigstens noch hundert Mark!"

„Hammerschmidt, du kennst mich. Laß alle unnützen Redereien, sonst nehme ich die Wiese überhaupt nicht. Ich will sie dir nicht abdringen. Der Rainbauer hat dir kaum über zweitausend Mark geboten. Das weiß ich so ziemlich genau. Ich weiß aber auch, daß du, wenn du noch tausend Mark in deinen Bau steckst und für achtzehnhundert Mark Grundstücke in Schönwalder Flur kaufst — da sind sie feil und auch in zwanzig Minuten zu erreichen —, dann immer noch ziemlich fünf Morgen bekommen wirst. Nun entschließe dich rasch, ich habe mehr zu tun."

„Wann könnte ich das Geld haben?"

„Morgen; ich fahre sowieso morgen in die Kreisstadt."

„Dann sollst du die Wiese in Gottes Namen haben."

„Laß den lieben Gott ruhig aus dem Spiele. Hast kein schlechtes Geschäft gemacht. Morgen bekommst du dein Geld, und am Dienstag machen wir es gerichtlich."

„Ist mir recht, Freibauer. Gott befohlen!"

In der Tür aber drehte der Hammerschmidt noch einmal um: „He, Freibauer, aber die Anger-Gelänge könntest du mir noch bestellen lassen."

Fryman lachte. „Du verstehst, die Gelegenheit auszunutzen, aber: meinetwegen auch das noch."

„Also zweitausendachthundert Mark und die Anger-Gelänge wird umsonst bestellt."

„Geackert, das Saatgut gibst du selbst."

„Ist doch alles mitverbrannt."

„Der Schaden ist dir ersetzt worden und du hast außerdem Saatgut aus Liebesgaben erhalten."

„Es kommt aber doch bei dir nicht darauf an."

„Mir scheint, ihr habt alle miteinander das Betteln gelernt. Du solltest dich schämen."

„Das Saatgut also nicht?"

„Nein."

„Dann halt in Gottes Namen. Zweitausendachthundert Mark, und die Anger-Gelänge wird umsonst bestellt."

„Geackert."

„Geackert. Gott befohlen."

„Gott befohlen."

Der Hammerschmidt war mit dem Handel zufrieden und der Freibauer war es auch. Nun gehörte ihm das gesamte Gelände am Bießnitzbache, soweit er durch Rehbacher Flur floß. Den Wald oberhalb seiner Wiese hatte er erheiratet, die Wiese war seit langen Zeiten bei dem Freihofe, und das letzte Stück hatte er eben gekauft.

(Fortsetzung folgt.)

Der stumme Wanderer

Erzählung von Dörte Friedrich

Monsieur Carrat galt in seinen Kreisen als ein bißchen verrückt. Er war ein wenig zart veranlagt, und es paßte nicht recht zu ihm, daß er in der Welt umherfuhr, ohne Ziel, ohne Grund. Wenn man ihn danach fragte, dann sagte er nur: „Reisefieber".

Er sprach sehr wenig, der Monsieur Carrat, und las viel. Sein Gesicht bekam etwas Pergamentenes, so als wenn Sorgen ihn quälten. Aber Sorgen des Alltags waren das nicht.

Was diesen Mann vor der Welt fliehen ließ und ihn in alle dunklen Ecken des Erdballs trieb, das lag als bittere Erinnerung in der Welt des großen Krieges. Und diese tiefsten Gründe zehrten an dem Seelenmark des Mannes.

Unter Trommelfeuer lag er mit seinen Kameraden im Graben, und der Teufel war los. Die Deutschen deckten sie vollkommen ein, kein Strich Erde war unbedeckt von den Garben der Maschinengewehre.

In dieses Gebrüll aus tausend Schlünden trat der Kommandeur und rief seine Herren in einem Unterstand zusammen.

„Meine Herren, wir müssen sehen, wer drüben liegt. Eine Patrouille muß hinüber. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wohl keine Aussicht besteht, daß alle Teilnehmer zurückkehren. Wer meldet sich?"

Carrat trat mit den anderen vor. Er war der Jüngste und bekam das Kommando, suchte sich seine Leute aus, und auf gut Glück krochen sie aus dem Graben, den Kopf an der Erde, Meter für Meter, mit zehn Metern Abstand, Mann für Mann. Die Leute sahen auf ihren Führer, der hob plötzlich die Hand, und in einem angepaßten Moment retteten sie sich im Laufschritt in Granatlöcher.

Als Carrat in einem dieser Löcher mit letztem Sprunge gelandet war, sah er einen deutschen Unteroffizier darin. Der lächelte, bei Gott, er tat so, als wenn ihn die Ankunft des Franzosen belustigte.

Und diese fast gesellschaftliche Haltung des deutschen Unteroffiziers veranlaßte Carrat, sich inmitten des Gebrülls von Kugeln und Feuergarben vorzustellen.

„Leutnant Carrat."

Der Deutsche verbeugte sich wie auf dem Parkett eines Ballsaales.

„Unteroffizier von Neubeck."

Sie kamen ins Gespräch. Für Minuten hatte der Krieg aufgehört. Sie sprachen von der ewigen Natur, kamen auf Kant und Schopenhauer, Gounod und Molière. Der junge Deutsche war von seinem Truppenkörper versprengt worden und hielt sich nun in dem Granatloch, um schließlich wieder bei guter Gelegenheit in den Graben zu gelangen.

Da faßte den Leutnant Carrat der Teufel. Seine Nerven, zermürbt durch das Feuer, verließen ihn. Aus dem Gesellschaftsmenschen wurde ein Verräter. Und der junge Deutsche sah ihn höchst erstaunt an, als er mitten im Gespräch sagte:

„Vergessen Sie nicht, daß wir Feinde sind."

Dabei sah sein Gesicht aus wie das eines Schurken. Und ehe der Deutsche begriff, was er mit diesen erstaunlichen Worten meinte, hob Carrat die Waffe. Der Unteroffizier wollte sie hochschlagen, aber da hatte der Franzose bereits losgedrückt.

Er brachte einen toten deutschen Unteroffizier zurück und hatte seine Aufgabe erfüllt. Sie wußten jetzt, wer drüben lag. Aber als der Kommandeur ihn belobte und eine Dekoration an seinen Waffenrock hing, da brach der Leutnant Carrat zusammen.

„Nervenfieber," sagte der Arzt.

Bis zum Kriegsende litt er unter Wahnvorstellungen, dann begann das Reisen, denn Carrat wollte vergessen, daß er ein Mörder war.

•

Fast zwanzig Jahre war dieses Erlebnis nun her, das sich wie ein ewiger Verdammensspruch über ihm erhob und ihn in jene Wildnis stieß, aus der kein noch so geschickter Fährtensucher zurückführen kann.

Er wollte büßen. Er suchte den Tod in mancherlei Gestalt. Und als er einmal in Marokko war, wurde ein ihm bekannter Mann zum Tode verurteilt. Am Tage bevor die Hinrichtung stattfinden sollte, bestach er die Wächter mit großen Summen, ließ den Verurteilten entfliehen und setzte sich selbst in die Zelle, weil er von der Unschuld des Verurteilten überzeugt war.

Am anderen Morgen kam nicht der Henker. Durch einen Zufall hatte sich in letzter Minute die Unschuld des Angeklagten herausgestellt, er wurde auf freien Fuß gesetzt, und die Tat Carrats wurde durch die Zeitungen gehetzt, so daß man ihn nun wirklich für verrückt hielt.

Nun hielt er sich für verdammt.

Er gab Geld mit vollen Händen weg. Er glaubte, in einen Orden eintreten zu müssen, aber das konnte er nicht über sich gewinnen. Endlich entschloß er sich, nach Deutschland zu fahren und nach den Neubecks zu suchen. Er wollte vor sie hintreten und ihnen sagen: „Ich bin der Mörder eures Sohnes, tut mit mir, was ihr wollt!"

Er fuhr nach Deutschland und beauftragte ein Büro damit, ihm die Adresse der Neubecks zu verschaffen. Als er sie bekam, machte er sich auf den Weg nach dem Gute.

Die Menschen bewegten sich in die kleine Dorfkirche. Sie waren feierlich gekleidet und ernst. Die Frauen und die Männer schwiegen.

Carrat ließ sie vorüberziehen, und einer plötzlichen Eingebung folgend, schloß er sich endlich ihnen an.

Die kleine Dorfkirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Landpfarrer sprach von der Buße des Lebens. Da begriff Carrat, daß diese kirchliche Stunde ein Gedenken an die Buße war. Und ganz ergriffen vom Augenblick flossen die Tränen aus seinem Auge.

„Hütet euch," sprach der Pfarrer, „hütet euch vor dem Brudermorde! Alle Taten können eine Sühne finden, denn Gott ist barmherzig. Brudermord aber mordet die eigene gottgegebene Seele. Brudermord ist kein ehrlicher Kampf, ist feige und mörderisch. Hütet euch, meine lieben Kinder, die Luft zu verseuchen, in der ihr lebt."

Wie gebannt sah Carrat diesen Mann an, dann ging er langsam hinaus.

Als die Leute die Kirche verließen, trat ein Mann auf ihn zu

„Meine Baronin nimmt an, daß Sie fremd in der Gegend sind, und bittet Sie, Ihr Gast zu sein."

Carrat fuhr aus seinem Brüten auf.

„Ich danke der Frau Baronin und werde kommen."

Nun mußte sich das Schicksal erfüllen, nun mußte er der Baronin von Neubeck vor Augen treten.

*

Sie empfing ihn freundlich.

„Sie waren so ergriffen in der Kirche, mein Herr, daß es mich trieb, Sie näher kennenzulernen."

Carrat verbeugte sich und stellte sich vor.

„O, Sie sind Franzose? Ich freue mich, daß Sie in unser schönes Land gekommen sind. Sie haben wohl Geschäfte hier?"

Er sah sie fest an.

„Ich habe eine Dankesschuld abzutragen. Ich schulde mein Leben, gnädige Frau."

Nun blickte sie auf.

„Das klingt sehr groß. Ich bitte Sie, mein Gast zu sein."

Am Abend saßen sie bei der Mahlzeit zusammen. Frau von Neubeck erzählte aus ihrem Leben. Sie wußte gefällig zu

plaudern. Sie erzählte, wie ihre Jugend Kampf war und wie dann alles sich zum Glücklichen wandte, wie sie Neubeck heiratete und wie schließlich ihr Junge geboren wurde, der einer Tradition zufolge Offizier werden sollte.

„Er ging als Fahnenjunkerunteroffizier ins Feld und fiel dann. Das ist das Schicksal der Mütter, daß sie ihre Kinder mit Liebe groß machen, um sie dann auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Er war mein einziger Junge. So sah er aus."

Sie führte den Gast an ein großes Bild.

Carrat wunderte sich, daß er so still sein konnte. Nichts regte sich in ihm.

„Ein hübscher Junge war er," sagte die alte Dame, „und ein freundlicher Mensch."

Jetzt war sein Entschluß gefaßt.

*

In der Nacht fiel ein Schuß. Als man das Zimmer des Gastes betrat, lag er angekleidet auf dem Divan, in seiner Hand war der Revolver. Und auf dem Schreibtisch lag ein Brief.

„Ich hatte ein Leben zu zahlen, es ist bezahlt. Jean Baptiste Carrat."

Meldegänger

Von Albert Lehsten

Der Regen peitschte die winterkahlen Bäume. Ich schritt am Ende des Trauerzuges. Fremde Gesichter ringsum. Ich kannte nicht seinen Kreis, nicht einmal die Seinen. Kein Regimentsangehöriger war außer mir gekommen. Er war ja immer ein Einspänner gewesen. So konnte ich ungestört meinen Gedanken nachhängen. Und sie wanderten weit.

Sie wanderten weit nach Frankreich hinein zu der engen Kreidehöhle am Damenweg. Blühender Frühling ist draußen. Aber wir merken nichts davon. Um uns kocht und brodelt es. Seit 12 Stunden trommelt der Franzmann in allen Tonarten mit allen Kalibern. Längst sind die Drahtleitungen zerfetzt, die Laufgräben verschüttet. „Rote Leuchtkugeln, Sperrfeuer!" brüllt der Posten. Die erste, die zweite Batterie, links unten im Wiesengrund belfern schon wie eine losgelassene Meute. Doch die dritte hinter dem Wäldchen schweigt: „Teufel, sie hat die Leuchtzeichen vor qualmendem Staub nicht gesehen! Melder!" Der Adjutant zuckt die Achseln: „Niemand mehr da, der letzte fiel vor 10 Minuten auf dem Wege zum K. T. K. Ich werde selbst . . ." Da tönt es vom Fernsprechtisch her: „Darf ich, Herr Hauptmann?"

Ich blicke auf: Der kleine Kriegsfreiwillige, der gestern mit dem Ersatztransport aus der Garnison kam. Da er mir zu jung und schmächtig erschien, hatte ich ihn beim Stabe behalten. Ich zweifle: „Werden Sie finden?" „Gewiß, Herr Hauptmann, wenn ich vorher noch einmal die Karte einsehen darf." Der Adjutant erklärt sie ihm. Ich füge hinzu: „Vorsicht an der Brücke, dort schießt er mit Vorliebe hin." Der Junge stülpt den Stahlhelm auf und stürmt hinaus: „Schall, Ihre Gasmaske!" ruft der Adjutant ihm nach. Vergebens! Seine Stimme verhallt im Krachen einer einschlagenden Granate. „Vielleicht hat er Dusel," meint meine Stütze und beugt sich über den Feuerleitungsplan. Wir horchen gespannt ins Freie. Endlich! Da kracht es auch von rechts: „die dritte, er hat es geschafft!"

Zwanzig Minuten später bewegt sich die Zeltbahn vor der Türöffnung. Schall taumelt hinein: „Gas!" Wir springen zu, betten ihn auf die Drahtpritsche, öffnen den Kragen.

Es war allem Anschein nach günstig abgegangen. Nach einer Woche Schonung im Protzenquartier saß Schall wieder am Fernsprecher. Ich behielt ihn seitdem im Auge. Er war ein stiller, bescheidener Mensch, der nichts aus sich machte, wie selbstverständlich seine Pflicht tat. Er schien über seine Jahre gereift, hatte in seinem jungen Leben wohl mehr erfahren, mehr erduldet als andere. Ich steckte ihn in eine Batterie. Auch da stand er seinen Mann. Wurde rasch befördert, aber suchte und fand kaum Anschluß bei den Altersgenossen. In einem anderen Regiment wurde er Offizier, versank für uns in der feldgrauen Flut. Der Zufall führte uns nach Jahren in der Großstadt zusammen. Er war auf gutem Wege, hatte unter Entbehrungen und Entsagungen sein Studium vollendet, war als Hilfsarbeiter in ein Reichsamt berufen, aber er war noch stiller, versonnener als ehedem und hustete verdächtig, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Ich mahnte ihn: „Vorsicht!" Er lächelte: „Nicht viel zu machen, ein alter Schaden. Meine Schuld, warum vergaß ich die Gasmaske bei meinem ersten Gang."

Gestern lag die Todesanzeige auf meinem Schreibtisch, und heute fuhr ich hinaus in den Vorort. Ein neu angelegter Friedhof, ein trostloses Stück Erde, in das sie ihn senkten. Der Pfarrer fand würdige, warme Worte. Verloren schlugen sie an mein Ohr: „Beruf, Familie, Heimatliebe, Treue im kleinsten, gläubiges Aufblicken zu seinem Gott . . ."

Nun stand ich selber auf dem frisch aufgeworfenen Sand und sah auf den schmalen Sarg. Langsam ließ ich die drei Schollen fallen, es war mir, als rollten drei Ehrensalven über das Grab.

Deutscher Grenzlandhumor

Kleine Geschichten

Ostpreußen

Unser ostpreußischer Landsmann ist von einer witzigen Schlagfertigkeit. Davon als Probe das folgende Späßchen: „De Tante Krauſ' steht annem Zaun onn kickt e Kornche önn de Welt. Kömmt 'ne feine Madamm anjescheibelt, offjetoakelt wie 'ne alte Fregatt, so 'ne röchtje Fladuhs'. Se wöpert möttem Sonneknöcker (Sonnenschirm) onn schischelt wie e Papagei: „Ach, ist das hier szööön! Und wie die liebe Sonne lacht!" Meent die Tante Kraus'sche, die sonn dreidammliges öberkandidelte Wesent nicht leide kann: „Na, wenn die Ihn' sitt, wött se je woll lache musse!"

Elsaß

Die Spottlust war zu allen Zeiten des Elsässers berühmte Eigenschaft. Der „Hans im Schnokeloch", der so trefflich über sich selbst lachen kann, der findet auch an den Nachbarn genug des Absonderlichen und Schnurrigen. Wer als Elsässer französisch spricht oder gar französische Sitten nachäfft, den nennt man im ganzen Elsaß einen welschen Hahnickel und seine Frau kurz und bündig ein Welschhuhn. Die Bewohner von Mauermünster, die schon immer etwas viel Wesens von ihren Napoleonshainen machten, schilt man gutmütig die Patriotenwalder. Ein wirres Durcheinander von elsässischem Dialekt und französischen Brocken kann man allerdings oft vernehmen. Etwa: „Jean, schaff de Gockel (Hahn) us em Jardin, mach vite!" Die Elsässer aber nennen solchen Sprachverderber einen „Bonschürle" (von bon jour).

Schleswig

Nach der Niederlage Schleswig-Holsteins 1849 gab der Kommandeur der in Südschleswig stehenden dänischen Truppen einen Befehl heraus, daß die Offiziere und Beamten zu grüßen seien, und zwar so, „daß die Kopfbedeckung ordentlich nach der Lend heruntergebracht werde". Wenn er gehofft hatte, den steifen Nacken der Bauern zu beugen, irrte er sich. Der Bauernwitz fand Auswege. „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren," dachten einige und steckten die Mütze einfach in die Tasche. Andere nahmen die Zügel in die eine und die Peitsche in die andere Hand, und mangels genügender „Bewegungsfreiheit" nahm dann im Vorbeifahren die Frau übertrieben ehrfurchtsvoll dem Manne den Hut vom Kopf. Sie zog ihn tief, sehr tief, oft noch weiter als bis zur Lende.

■ Fröhliche Ecke ■

Schwer zu beschaffen. „In unserem Geschäft können Sie alles haben."

„So? dann geben Sie mir, bitte, einen Nußknacker für Kokosnüsse und einen Eierbecher für Ameiseneier."

*

Pummel ist Idealist. Er hat die sonderbare Ansicht, daß man etwas, das wahr ist, auch sagen dürfe. So wenig verstehen manche Zeitgenossen von der Dialektik des Daseins.

Pummel hat einen Herrn Biesenblitz mit dem Brustton der Ueberzeugung Rindvieh genannt, und Biesenblitz ist zum Kadi gelaufen.

„Sie haben also den Herrn Rindvieh genannt, Herr Pummel? Stimmt das?"

„Herr Amtsgerichtsrat," sagt Pummel, „Sie können fragen, wen Sie wollen — es stimmt. Die einzigen, die es nicht wahr haben wollen, sind Biesenblitz und sein Rechtsanwalt."

*

Hoppe steht in einem Buchladen.

„Was ist denn das?" fragt Hoppe den Buchhändler und deutet auf ein vielbändiges Werk.

„Das ist ein Sternkatalog."

„Was?" staunt Hoppe. „Gibts denn so viele Filmschauspielerinnen?"

*

Bedingung. „Die gefundene Armbanduhr gebe ich nur heraus, wenn Sie sich legitimieren können und mir fünf Mark Finderlohn zahlen!"

„Eine Legitimation habe ich leider nicht bei mir!"

„Dann müssen Sie mir zehn Mark zahlen!"